

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 184.

Mittwoch, 9. August.

1916.

Frau Minchens Narretei.

(4. Fortsetzung.)

Humoristischer Roman von Käthe van Decker.

(Nachdruck verboten.)

Als Eugen mit der roten Studentenmütze in das Heimathaus zurückkehrte und Frau Minchen mit schmerzlichem Lächeln seine breiten, edigen Schultern, die großen, derben Hände und breiten Füße, das bartlose, unregelmäßige Gesicht und die kleinen, blassen Augen musterte und sich heimlich sagte, daß er leider doch ganz prompt gehalten hatte, was er schon als Kind versprochen, da lächelte der Vater auch, aber anders, leicht spöttisch, und sein Lächeln galt nicht den angeborenen Reizen seines Sohnes, sondern der kleinen, roten Mütze, die so immotiviert fest und knapp auf dem dicken blonden Schädel saß.

„Die pfeff're man jut in, mein Sohn, damit nich die Motten rinkommen“, nickte er, mit dem Finger auf sie deutend. „Das hat sich nu ausgespielt mit die Studierfagen am Zehletrontisch. Nu kommt das praktische Leben, nu kriegen wir mal erst vernünft'ge Ideen ins Köppchen! Ich glaub' beinahe, die Fee weiß zwischen Weizen und Hafer, zwischen Schaf und Sammel besser Bescheid als du, mein Jungeken!“

Über Eugens Gesicht flog eine helle Röte, er preßte die Hände hart ineinander, schlug die Augen auf und sagte hastig, kurz, wie herausgerissen aus der Hölle und der Seele: „Vater, — ich möchte nicht Landmann werden, ich möchte Naturwissenschaften studieren!“

Fritz Riedel glaubte nicht recht gehört zu haben. Er sah verständnislos in das Gesicht vor ihm und dann zu seiner Frau hinüber. Studieren? — War der Junge übergeschnappt?

Frau Minchen fand sich ebensowenig in dieser unerhörten Forderung zurecht wie ihr Mann. Was wollte der Junge? Naturwissenschaften? So recht eigentlich wußte Frau Minchen nicht einmal, was er damit meinte. Ob Fritz es wußte? Sie erwiderte dessen Blick gleichfalls mit Unverständnis und Frage.

So herrschte einen Augenblick lang tiefe Stille. Dann hatte Fritz Riedel sich zurechtgefunden. Er räusperte sich und sagte: „Nanz recht, mein Sohn, studier' du man ordentlich: Landwirtschaft is ja Naturwissenschaft. Besser kann man die Natur nich studieren wie als Landmann, das hast du di wohl nich überlest!“

Eugen richtete sich ganz lang und steif auf. Er zitterte zwar innerlich, denn er hatte vor dem Vater einen heillosen Respekt. Es bestand so gar keine geistige Verbindung zwischen ihnen beiden. Aber jetzt mußte sie geschaffen werden, jetzt mußte er wenigstens versuchen, sie zu schaffen.

„Nein, Vater, so meine ich es nicht.“ Er stockte und fuhr dann überstürzt fort: „Ich möchte mich dem Studium der Pflanzen und Tiere widmen, Botanik und Zoologie direkt studieren.“ Er mußte es dem Vater mundgerecht und verständlich machen: „Nicht Weizen und Gerste, sondern das Entstehen und Wachsen der Pflanzen, ihr Leben, ihre Entwicklung und —“

„Schmad!“ unterbrach ihn der Vater. „Blumen und ihr Leben, — hat sich was! Blumen sind für die

Frauen. Männer haben für den Nutzen zu sorgen, ver-sichste mi? Aber von all dem abjesehn, du bist der Sohn eines Zutsbesizers, du wirst mal selbst ein Stück Land besitzen, das du bebauen sollst, was hat das für Sinn, sich um Blumen und unnütze Pflanzen zu kümmern? Du hast jar keinen Beruf mehr zu wählen, di is er vorjeschrieben, mein Sohn!“

Eugen wollte ihm in die Rede fallen, widersprechen, erklären, bitten, aber er wehrte einfach mit der Hand ab.

„Red' nich, ich will nichts hören und jeh' auf nichts ein. Ich hab' di studieren lassen, damit du 'n gebildeter Mensch wirst, nicht damit du vom vorjeschrieb'nen Wej abweichst, verstehste mi? Du wirst Landmann, basta. Nimm die rote Affenkapp' ab un pfeffer sie in, min Jungeken! Das ist das einz'je, was ich di auf deine unvernünft'je Red' antworten fann!“

Und damit war die Sache abgemacht. Er drehte sich um, nickte seiner Frau zu und ging aus dem Zimmer.

Eugen sah ihm blaß und mit zusammengekniffenen Lippen nach, dann wandte er sich an seine Mutter.

Aber die kannte keine Ausflexnung gegen ihres Mannes Willen, am allerlehten in einem Fall, in dem er so ausgesprochen im Recht war. Ihr Jung, der Großsohn vom Amtmann Rothahn, dessen Gut das schönste und größte im ganzen Kreise war! Sie verstand ihn einfach nicht. All das, was er erzählte, konnte er ja nebenbei auch noch besorgen. Herrgottchen, deshalb sollte er sich doch nicht mit dem Vater erzürnen! Und deshalb doch nicht solch ein verzweifeltes Gesicht machen!

Eugen sank in sich zusammen. Das Reden wurde ihm immer schwerer; er verstand so schlecht zu erklären und überzeugen, er war der miserabelste Anwalt für seine Sache. Es blieb ihm alles im Herzen sitzen. Das Herz, das war so voll und reich und seine Gedanken schöpften daraus so viel sehnüchtige Wünsche und spiegelten ihm eine starke Willenskraft und Überredsamkeit vor. Aber wenn die hinaus sollte in die Welt und sich beweisen, dann schob sich der eiserne Siegel des Unvermögens vor und ließ sie nicht heraus, die Junge wurde ihm ebenq schwer wie das Herz und die Worte verlagten.

Er hörte zuletzt ganz still zu, wie die Mutter redete. Na, was würde sein Widerstand nützen gegen Vaters Willen? Er wußte nicht einmal, in welche Form er diesen Widerstand kleiden sollte. Er war ja so machtlos! Der Vater hatte die Macht und damit das Recht. Er hatte gar nichts, nicht einmal den nötigen Verstand, auf den er sich hätte berufen können, nur Neigung für das, was er meinte, und Abneigung gegen das, was er sollte! Aber damit kam er nicht durch, — er mußte sich fügen. Eugen nahm die rote Kapp' ab und schaute sie mit den kleinen blauen Augen ernst an. Wieviel solch rote Sapper würde er wohl noch im Leben abnehmen und fortlegen müssen, und würde er sie immer so stillschweigend und widerstandslos ablegen? Würde nicht auch einmal sein Willen zur Gel-

tung kommen? Etwas in ihm regte sich trotzig und hart und sank dann wieder kleinlaut und schlaff in sich zusammen. Er schob die rote Kappe in die tiefste Ecke des kleinen Koffers, mit dem er einstmals als Kind in die Stadt gezogen und nun heimgekehrt war, legte sein Herbarium dazu, schloß den Koffer und schloß damit den ersten Traum seines jungen Lebens ab.

Der kleine Zwischenfall war schnell vergessen, wenigstens von den Eltern. Vorläufig nahm Fritz Riedel also seinen Sohn selbst unter die Fingerspitzen und in die Lehre, und das gab für Vater wie Sohn eine schwere Zeit, in der die beiden, die nie innig zusammengehört hatten, sich immer mehr auseinander lebten. Der Junge besaß nun einmal nicht das leiseste Interesse für die praktischen Vorzüge der spendenden Natur, während er mit liebevollster Bärtlichkeit ein Mäuschen zerlegen, den Verpuppungen einer Raupe folgen, die verwandtschaftlichen Beziehungen der Pflanzenarten und den Bau eines Ameisenhaufens studieren konnte. Aber für die Düngung und Bearbeitung der Felder, für die sorgsame Behandlung des Heus, den Wert der Kartoffelsorten und die Zucht echter Nambouilletts, guter Milchkuhe und fetter Ochsen war er von einer empörenden und nicht zu überwindenden Gleichgültigkeit, die seinen bis in die Fingerspitzen landwirtschaftlichen Vater manchmal direkt zur Raserei brachte.

Um so mehr, als die elfjährige Fee schon jetzt in all diesen Angelegenheiten Bescheid wußte wie ein gelernter Inspektor und bei jeder Gelegenheit durch ihre landwirtschaftlichen Talente die Minderwertigkeit des Bruders scharf hervortreten ließ. Sie saß zu Pferde wie ein kleiner Centaur, während Eugen nach wie vor wie ein zusammenklappendes Taschenmesser auf dem Gaul hing und um jeden Graben, den Fee jauchend nahm, gern einen Bogen gemacht hätte. Ihrem scharfen Blick entging keine Nachlässigkeit der Knechte, keine Unordnung in den Ställen und auf den Feldern, sie prüfte die Feldfrucht mit den Augen des Kenners und wußte genau, wie viel beim Verkauf des Schlachtviehs und der Pferde dem alten Ibrahim vorzuschlagen war und wie weit man im äußersten Falle dem Wehgeschrei des gerissenen Käufers nachgeben und vom Preise ablassen durfte.

„Sie ist mein Jung“, sagte der Vater mit stolzem Blick. „Der Krabbe kann ich jetzt schon jetzt die ganze Wirtschaft überlassen. Das ist 'n Mordsweiberstück!“

Und das Mordsweiberstück stand dann strahlend daneben, lang aufgeschossen, kräftig im Bau, im Schritt, in den Bewegungen, die rötlich-blonden Haare in dicken Büscheln um den Kopf gelegt und in kleinen, unerdentlichen Löckchen um die schneeweiße Stirn flatternd. Denn „so weiß wie Schnee“ war die einzige Märchenschönheit, die sie sich bewahrt hatte, wenn auch beim Beginn der Frühlingsszeit sich über die Nase und um die Augen ein Ring feiner, blasser Sommersprossen legte.

Die Löckchen und die Sommersprossen waren für die Mutter ein Grauel. Sie haßte nichts so wie das rote Bagabundenhaar und die blaßbraunen, feinen Mäldchen, mit denen sie selbst nur zu reichlich und in viel kräftigerem Ton gesegnet war. Aber gerade deshalb waren sie ihr so zuwider. Mußte denn das Mädchen alles Säßliche von ihr geerbt haben?

Frau Berta Schweichler schüttelte bei solchen Fragen ärgerlich den Kopf.

„Niedelchen, nehmen Sie es mir nicht übel, aber bei der Fee sehen Sie alles vom falschen Standpunkt an. Sommersprossen um die Augen herum geben jedem Gesicht einen pikanten Reiz, sie sind wie Salz in der Suppe. Und die rotgoldenen Haare kann man direkt als Schönheit rechnen.“

„Neden Sie bloß nicht so. Schweichlerchen“, wehrte die Mutter grämlich ab, „mich machen Sie doch nicht dumm, ich weiß, was schön ist. So'n Milchsuppengesicht und die roten Zottelhaare! Daß Gott erbarm, mit Schönheit haben die nichts zu tun. Aber wenn sie man

wenigstens nicht so jungenhaft wär, so nicht 'n Spürchen zart und lieblich. Die Fränze ist doch ganz anders, und deren Mutter war nur 'ne Scharwerkerstochter.“

Die Fränze! Da konnte Frau Berta sich immer aufregen. Die Fränze ging ihr gegen den Strich. Sie hatte eine Ahnung, wie die Sache mit der lag, und es war nie nach ihrem Sinn gewesen, daß die halbe Zuehörigkeit, in der sie zur Familie stand, in eine dreiviertel verwandelt wurde. Das taugte nichts. Frau Minchens Edelmut in Ehren, aber hier hatte er einen Purzelbaum geschlagen und sich eine Verrenkung dabei geholt, das würde schon noch einmal zutage treten. Die Fränze wurde genau so gehalten wie die Fee, und jetzt, wo die beiden Mädchen noch Kinder waren, ging das ohne Schwierigkeit, aber in späteren Jahren gab es doch sicher Konflikte, besonders da Frau Minchen immer wieder betonte, daß Fränze nicht vollkommen aus ihren Geburtsverhältnissen herausgehoben, sondern für eine bescheidene Stellung erzogen werden sollte.

Wann sie damit anzufangen gedachte, blieb noch unausgesprochen, aber nach Frau Bertas Empfinden hätte das entweder beizeiten geschehen oder überhaupt nicht daran gedacht werden müssen.

Und letzteres würde wohl auch der Fall sein, denn je mehr die Jahre hinzogen, desto fester wuchs das Pflge-tüchterchen in die wohlgeordneten Verhältnisse und in das Herz ihrer Pflegemutter hinein. Frau Berta sah mit heimlichem Ärger, was Frau Minchen sich selbst nicht eingestand, vielleicht auch wirklich nicht ahnte, daß die zierliche Fränze, die ihre Kleider immer sauber und niedlich hielt, deren hübsches Gesichtchen selbst in der bösen Backfischzeit nicht ganz seinen Reiz verlor, die eine gewisse schmeichlerische Bärtlichkeit besaß, mit der sie Frau Minchen bediente, ihr in kindlicher Manier diese und jene häusliche Pflicht abnahm und mit all ihren Eigenheiten sympathisierte, dieser viel lieber war als die im ganzen so wenig nach ihrem Geschmack geratene Tochter.

Fränze war mehr Frau Minchens Schlag, mit Fränze verstand sie sich. Die guckte schon jetzt in Tantens Romanbücher, wurde in einzelnen Fällen sogar von dieser selbst in deren Verwicklungen eingeweiht, und half mit überlegen, ob das betreffende Liebespaar sich kriegen würde oder nicht.

Die Gouvernante, die beide Mädchen seit Jahren unterrichtete, war ein stilles, unscheinbares Mädchen, das Frau Minchen ganz gegen ihren Geschmack, aber in Erinnerung an jene einstmalige Erfahrung mit der braunen Gufte gerade seiner Unscheinbarkeit halber gewählt und damit einen sehr guten Griff getan hatte. Fräulein Marie lebte in Erinnerungen an einen toten Bräutigam und verstand sich in diesem Punkte, der ihr einen romantischen Anstrich gab, sehr gut mit ihrer Herrin, die für tote Geliebte, teils aus praktischen, teils aus poetischen Gründen viel Sympathie besaß und die stille Zurückgezogenheit der trauernden Braut durchaus ehrte.

Im Familienkreise spielte also Fräulein Marie keine Rolle, aber als Lehrerin wußte sie sich Stellung zu geben und ihre Zöglinge fest unter dem Daumen zu halten. Sie stand deshalb meistens mit dem Hausherrn auf etwas gespanntem kriegerischen Fuß, denn dieser, der Frauenbildung im allgemeinen und für seine Tochter im besonderen sehr überflüssig fand, unterstützte seine Fee stets in ihren Streifgelüsten gegen die Lehr- und Arbeitsstunden, und es bedurfte oft der strengen Vermittlung Frau Minchens, damit Fräulein Marie zu ihrem Recht und Fee zu ihrer Pflicht kam.

(Fortsetzung folgt.)



Ob du wenig tust oder viel,
Darauf kommt's nicht an:
Ich seh nur auf dein Ziel;
Die Richtung macht den Mann!

Bauernfeld.

Schweizerreise im Kriegssommer 1916.

Von München bis St. Moritz.

Die Küste des Friedens — die Schweiz — schimmerte schon herüber, als wir in Lindau den Zug verließen. Aber noch lag vieles dazwischen, wenn auch der Dampfer nach Romanshorn schon zur Abfahrt bereit stand. Es kam zunächst noch die gefürchtete militärische Revision, und nach allem, was man hörte, war es trotz ordnungsgemäßer Pässe immer möglich, daß man zurückgehalten wurde.

Die Sache verlief jedoch sehr glatt und war ein Kinderspiel gegen die frühere Zollrevision der Franzosen auf der Reise nach der Riviera in Ventimiglia, wo oft jedes Gemb auseinandergefallen wurde.

Wir waren frei und dampften dem brotartenlosen, fettreichen Land der Schlagsahne entgegen. Viele deutsche Damen reisen jetzt nur der Schlagsahne wegen nach der Schweiz. Daß es nicht leicht war, einen Paß zur Ausreise zu erhalten, merkte man an der Leere des Dampfers, der nur acht Personen 1. Klasse beförderte.

In Regaz begann die Internationalität, aber schon hier merkte man, wie die Schweiz es verstanden hat, den Burgfrieden ernstlich zu wahren und alle Gegensätzlichkeiten auszugleichen. Was früher selbstverständlich war, erschien dem Ankömmling aus Deutschland wie ein Wunder und entbehrte nicht eines pikanten Reizgeschmacks. Von einer gedrückten Stimmung merkte man unter diesen Fremden nichts — da lachten Belgier und Belgierinnen — die märchenhaft kurzen Röcke der Pariserinnen tauchten auf, und ein serbischer Prinz trank Vommersch...

Daß sich die Mahlzeiten in den Hotels besonders vorteilhaft von der deutschen Hotellküche unterscheiden, kann man nicht behaupten. Der dritte Gang fehlt beim Mittagessen auch hier, nur das Brot erinnert an die alten schönen Zeiten, und die köstliche Butter ist ein lang entbehrter Genuß. Im übrigen merkt man an allen Ecken und Enden, daß die Schweiz auch nicht auf Rosen gebettet ist.

Doch die Preise sind wesentlich zum Vorteil der Reisenden geändert haben, zeigt sich am deutlichsten in St. Moritz, wo man heute in den ersten Hotels für Zimmer mit Verpflegung eine Summe zahlt, für welche man früher kaum ein Bett bekommen hätte.

Die Wollen, die noch über Vergün in 1400 Meter Höhe liegen, waren im obersten Teil des Engadin verschwunden, der blaue Seidenmantel des Himmels lag über den silbernen Farnern der Bernina.

St. Moritz ist leer und war doch noch nie so schön. Jene Einsamkeit, die Riechse „über allen menschlichen Dingen“ in Sils Maria fand, ist zurückgekehrt und breitet ihre Sonnenflügel über den See von Silvaplana. Wenn nicht allerorts das Schweizer Militär in den stillen Bergen aufsuchte, man könnte an einen bösen Traum glauben, den man da drüben hinter dem Bodensee geträumt. Die ausgetauschten Kranken Soldaten fanden wir zuletzt in Vergün, wo eine Anzahl Deutscher unter der sorgenden Obhut des Besitzers des Kurhotels ihrer Gesundung entgegengeht. Hier oben im Engadin, nahe der italienischen Grenze, ist ihnen der Aufenthalt nicht gestattet.

Die geringe Anzahl der Hotelgäste bemüht sich, die internationalen Traditionen von St. Moritz fortzusetzen — dazu gehört in erster Linie der Tanz. Es wird Abend für Abend getanzt, der Tango klingt auf wie eine Erinnerung an eine Märchenwelt, doch hinter dem bunten Bild steht das starre Anblick einer Meduse und hemmt die allzu laute Lustigkeit. Die Spanier sind hier am zahlreichsten vertreten, nur diese glückliche Nation sendet noch reisende Jünglinge in die lachende und noch immer tanzbedürftige Welt.

Im Pad St. Moritz ist nur das Kurhotel geöffnet, die großen Läden sind mit Brettern vernagelt, und der Maloja-Wind streicht durch einen verödeten, ausgestorbenen Platz. Auch das ist der Krieg. Im Dorf blüht noch Leben und steigt empor zur blumenreichen Chantarella und höher, wo die Gipfel der eisigen Bernina herüberschimmern und zuweilen zwischen dem Rollen der Lawinen der Kanonendonner von der österreichisch-italienischen Grenze näherdrönt. So erzählen sich die einsamen Höhen von den furchtbaren Geschehnissen der aufgeregten Welt. Bis Maloja und etwas weiter hinaus in das Bergell erstreckt sich der Fremdenverkehr. Der Blick auf

die italienischen Fluren ist den gewöhnlichen Sterblichen untersagt. La begünnen die Schweizer Forts — da hält Schweizer Militär die Grenzwaage und schützt mit gepanzerter Faust seine Heimat und die Neutralität. Friedlich, wie in Segantinis Tagen, steht der Engadiner Bauer auf seinem Feld, und auf den blühenden Alpen steht segnend der Friede. Selig sind diese einfachen Bauern zu preisen, die ihr Haupt schütteln, wenn sie vom Krieg hören —, selig ist dieses selbst über den regnerischen Sommer erhabene Hochland der Schweiz. (Bers. Mz.) Dr. jur. Hermann Jaques.



Aus der Kriegszeit.

Der Vater der Flugtechnik. (Zum 20. Todestag Otto Lilienthals am 9. August.) Die auch die kühnsten Hoffnungen weit überragende Entwicklung, welche die Flugzeugtechnik seit ihrem verhältnismäßig kurzen Bestehen durchmachte und die im Kriege abgelegten Zeugnisse der außerordentlichen Verwendungsfähigkeit unserer Flugmaschinen lassen heute die Arbeiten, die der deutsche Pionier der Flugzeugkunst Otto Lilienthal mit Einsatz seines Wissens und selbst seines Lebens unternahm, in doppelt hellem Licht erscheinen. Und wenn heute die deutschen Flieger wesentlichen Anteil haben an unseren Kriegserfolgen, so gebührt Lilienthal in Erinnerung an den Tag seines opferwilligen Todes, der sich am 9. August zum 20. Male jährt, um so tiefer empfundener ehrenvoller Dank. Otto Lilienthal, der am 23. Mai 1848 in Anklam geboren wurde, war nicht nur der erste praktische Flugtechniker, sondern überhaupt ein geniales Erfindertalent auf den verschiedensten Gebieten. Wie einem von dem Bruder des Erfinders, Gustav Lilienthal, entworfenen Charakterbild zu entnehmen ist, zeigte Lilienthal schon als kleiner Junge eine außerordentliche Handgeschicklichkeit und großes Zeichentalent. Das letztere betätigte er bereits mit 4 Jahren, und als Vierzehnjähriger modellierte er sein Portrait vor dem Spiegel so gut, daß die Familie eine Zeitlang den Plan erwog, ihn Bildhauer werden zu lassen, welche Ansicht jedoch aus sekundären Gründen wieder fallen gelassen werden mußte. So folgte er seiner hohen technischen Begabung und studierte auf der Gewerbeakademie, deren Direktor Reuseau ihm den Vorschlag machte, sei ihm als Assistent einzutreten. Doch Lilienthal liebte zu sehr den freien Wettkampf im praktischen Leben, denn er war in ebenso großem Maßstabe Künstler wie Techniker, und er nahm sich vor, die in seiner Phantasie bereits gestalteten technischen Probleme auf eigene Faust zu lösen. Seine Begabung von fast beispielloser Vielseitigkeit ließ ihn zum Schöpfer der verschiedenartigsten Neuerungen werden. Nach mehrjähriger Tätigkeit in zwei Maschinenfabriken gründete er im Anfang der 80er Jahre des 19. Jahrhunderts eine eigene Werkstatt, die er bald zu einer großen Fabrik erweiterte. Sein Verhältnis zu den ihm unterstellten Arbeitern zeigte ihn auch als äußerst sozial denkenden Menschen, als Beispiel dafür diente die von ihm eingeführte Gewinnbeteiligung für seine Angestellten. Er verband äußerste Energie in seinen technischen Arbeiten mit großer Kühnheit. „Technische Unmöglichkeiten gibt es nicht“, war sein Wahlspruch, und schon in früher Jugend zeigte er eine außerordentliche Spannkraft der Nerven, worüber sein Bruder in einer kleinen Episode berichtet: „Als wir einst mit anderen Jungen in unseren im ersten Stock des Elternhauses in Anklam gelegenen Zimmern uns eigenhändig Schießpulver bereiteten, dessen Wirkung wir durch Schießen mit einer kleinen Messingkanone in die gegenüberliegende Tür des Nachbarzimmers erprobten, erwog unser würdiger Vater die Art und Weise, wie man sich bei plötzlich ausbrechendem Feuer retten könnte. Als wir andern noch über den besten Weg über die Dächer uns stritten, sagte Otto kein Wort, sondern schwang sich auf die Brüstung des offenen Fensters und sprang von dort auf den gepflasterten Hof, gerade vor den Augen unserer zu Tode erschreckten Mutter. Diesen Zug der Tollkühnheit hat er behalten zu seinem Schaden und der Welt Nutzen, denn die Gleitflüge, welche ihm das Leben kosteten, waren sehr gefährlich, aber auch sehr lehrreich.“ Zahlreiche der Lilienthalschen Erfindungen sind außerordentlich volkstümlich geworden, wie z. B. der heute über die ganze Welt verbreitete Ankersteinbaukasten. In seinen Flugzeugunternehmungen, die er nach mehrjährigen theoretischen Arbeiten im Jahre 1889 praktisch begann, war Lilienthal in seiner Lebenswürdigkeit und

Mitteilbarkeit stets bereit, „Witzbegierigen und oft leider nur Neugierigen seine Ideen und Experimente vorzuführen. Fast zu sehr! Als er mit großen Kosten nahe Lichterfelde für die Flugversuche eine 15 Meter hohe Anhöhe hatte aufschütten lassen und von der Spitze des Hügels die bekannten Gleitflüge ausführte, da wurde dieser Platz ein Wallfahrtsort für die schaulustigen Berliner, die sich am Fuße des Hügels lagerten, ihre Wäse rissen und als Dank für die prächtige Schaustellung ihr bekanntes „Stullenpapier“ zurückließen. Jetzt ist der Berg von der nahen Lichterfelder Brauerei mit Anlagen geschmückt, und eine Tafel zeigt die Bedeutung des Plazes an.“ Die fast leichtsinnig zu nennende Furchtlosigkeit, mit der Rittenthal seine Gleitflugversuche in immer umfangreicherer Weise fortsetzte, führte zu dem bekannten Absturz bei Rhinow, der am 9. August 1896 dem Leben dieses Pioniers der Fliegerkunst ein allzu frühzeitiges Ende bereitete.

Die neue Offensive.

Von Wehrmann A. Dennig.

Mel.: „Als wir 1870 usw.“

Frankreichs größter Gen'ral Joffer,
Der ein sehr berühmter Mann,
Pakte extra seinen Koffer
Und kam aus Paris hier an!
Kam bis hier her an die Somme
Und sagt zu dem Gen'ral Saig:
„Lieber guter Freund nun komme
Was du kannst, komm her und zeig.“
Und es kamen alle an,
Viele Wagen, Moß und Mann.
Schwarze, Gelbe, Weiße, Braun',
Alle Farben kann man schau'n.
Russen, Serben, Belgier, Indier,
Auch der Sohn aus Albion,
Franz'out', und was weiß der Schinder
Noch was für 'ne Nation!

Dazu kamen noch Kanonen
Viele Hundert an der Zahl.
Tausende von blauen Bohnen,
Könnt euch denken den Standal.
Gift'ge Gase, Minen, Flammen,
Und der Teufel selber weiß
Von den Dingen all' die Namen,
Die die Höl' uns machen heiß!
Aus Kalibern, klein und groß,
Ging nun ein Getummel los
Voll sieben Tage lang.
Manchem wurde angst und bang!
Alle Gräben, Dörfer, Städte,
Wo da lag in dem Bereich,
Machten die da um die Wette
Alles fast der Erde gleich!

All' die Dinge nun zusammen
Nannte man dann Offensiv'.
Doch als Saigs und Joffres Namen
Ging auch diese wieder schief.
Ah, wie wird in England trauern,
Gar so mancher edle Lord;
Und ich kann nur sehr bedauern
Daß der Ritzener ist fort.
Asquith und der liebe Grey,
Auch Lloyd George noch dabei,
Der Herr Poincaré in Paris,
Diese wissen jetzt gewiß,
Daß gefährlich sind die Wege,
Die schnell nach Berlin hin führ'n,
Und daß schwerzhaft sind die Schläge,
Wie sie England mußte spür'n!

Deutsche Schiffe im Mittelalter. In einem Vortrag über deutsche Seeschifffahrt im Mittelalter, den Prof. Dr. Reutgen im Verein für Hamburgische Geschichte hielt, erwähnte der Redner nach einem Bericht im „Schiffbau“ die Koggen als die erste Schiffsform, die auf deutscher Seite verwendet wurden; trotz ihres einzigen Segels waren sie imstande, Gegenwinde durch Kreuzen zu überwinden. Den Kreuzzug Barbarossas begleiteten sie als Kriegsflotte. Der Mastkorb nahm Schützen auf. Die Kulk verdrängte die Koggen, obwohl sie kleiner war. Beschreibungen von beiden Arten sind leider

selten, so daß wir auf Abbildungen angewiesen sind. Auf Siegelbildern sind zwei Formen von Koggen zu unterscheiden, die eine mit hochgezogenen Sternen, die andere mit wagem, rechtem Rand. Zunächst treten dann Vorder- und Hinterrastelle auf den Schiffen auf, wo die Armbrustschützen ihren Platz fanden. Es kam der Schifffahrt im Mittelalter weniger auf die Größe der Fahrzeuge als auf ihre Tragfähigkeit an. Das Maß war die Last und zwar die Last Koggen; in westlichen Ländern war die Last Wein, in nördlichen die Last Gerste. In Danzig baute man 1488 ein Schiff von 40 Meter Länge und einer Tragfähigkeit von 400 Lasten. Anschauliche Bilder aus der damaligen Zeit des deutschen Schiffbaues sowie Modelle von Fahrzeugen enthält die Sonderausstellung zur Geschichte des ehemaligen Hansebundes, die vor kurzem im Klostermuseum für Kunst und Kulturgeschichte zu Lübeck eröffnet wurde. Drei Modelle sind besonders bemerkenswert: Der „Lübecker Löwe“ aus der Zeit um 1600, die „Hoffnung Lübeds“, mächtig an Größe, entstanden 1658 und ein drittes aus dem Jahre 1712, das aus einer alten Domkirche an das Klostermuseum gewandert ist. Alle diese Schiffe hatten Geschütze an Bord. Im bekannten Lübecker Schifferhaus befindet sich ein Bild des einst hochberühmten Lübecker Admiralschiffes „Der große Adler“, des gewaltigsten Schiffes, das Lübeck nach dem Schwedenkriege gebaut hat.

Der gefährliche Schützengrabenschmuck. Der sogenannte Schützengrabenschmuck, d. h. die Ringe, Uhrketten, Anhänger usw., die von Soldaten in den Schützengräben aus Granatsplittern gefertigt werden, wurde nunmehr in Frankreich verboten. Die Heeresleitung stellte nämlich fest, daß diese Kriegsindustrie die Soldaten unnötig gefährde, da viele Leute sich bei der Arbeit mit unreinen Granatsplittern verletzten und sich damit ernstliche Verwundungen zuzogen, daß sie von der Front zurückgeschickt werden mußten. Da aber die französische Heeresleitung die Zahl der im Feuer erlittenen Verwundungen ohnehin schon als allzu schwer empfindet, ist das Verbot leicht zu verstehen. Diese Maßregel wird einer großen Anzahl von Geschäftsunternehmungen im Innern Frankreichs ein Ende machen; die vielen kleinen Kaufleute, die im Mittel- und Südfrankreich diese Mode ausnützen, indem sie sich daran machen, eine Unzahl solcher angeblich echter Schützengrabenschmuckstücke zu fabrizieren, müssen ihre Betriebe schließen, da das Verbot die Fortführung dieser Publikums Täuschung natürlich unmöglich macht.

Der „Affenprofessor“ im Käfig. Der bekannte „Affenprofessor“ Richard L. Garner, der durch seine Studien über die Sprache der Affen bereits so viel von sich reden gemacht hat, begibt sich jetzt, wie aus New York berichtet wird, wieder nach seinem Lieblingsort in den dichten Wäldern des Kongo-gebiets, um weiter mit den Gorillas und Schimpansen Zwiesprache zu halten. Der Gelehrte hat sich einen Käfig bauen lassen, der aus Stahlstäben besteht und von einem Netz aus Stahlbraut umschlossen ist. In diesem Käfig, der mit Zweigen und Laub bedeckt wird und sich so der Vegetation des Urwaldes unauffällig eingliedern soll, wird Garner hausen, und er hofft, aus diesem Versteck die Tiere am ungestörtesten beobachten zu können. Er führt Phonographen mit sich, die alle Laute, die die Affen von sich geben, festhalten, und gedenkt auf diese Weise sein Vokabularium der Affensprache sehr zu bereichern. Er wird seinen Käfig in der Nähe eines Ananasplantage aufstellen, die am Fernandez-See liegt, etwa 2 Grad südlich vom Äquator und 400 Meter von der Küste entfernt.

Der Meisterschüler des Pariser Konservatoriums. Im Rahmen einer Anzahl von Erinnerungen an den jüngst verstorbenen großen Tragöden des Comédie Française, Mounet-Sully, weiß die „Opinion“ ein Geschichtchen zu berichten, das der Urteilsfähigkeit der Lehrer der Schauspielschule am Pariser Konservatorium ein nicht gerade sehr schmeichelhaftes Zeugnis ausstellt. Trotzdem Mounet-Sully schon als Schüler durch seine einzigartige Begabung auffiel, wurde er doch bei der Abgangsprüfung des Konservatoriums besiegt, indem er nur den zweiten Preis erhielt. Der erste Ehrenpreis aber wurde einem Schauspielschüler namens Viéjaud zugesprochen. Und dieser Mann, der in den Augen der löblichen Prüfungskommission selbst Mounet-Sully zu überlegen gewußt hatte, lebt und wirkt heute noch als Zudeckender.